

Zeitschrift: Zeitschrift für pädagogische Historiographie
Herausgeber: Pädagogische Hochschule Zürich
Band: 9 (2003)
Heft: 1

Artikel: Grenzen der Internationalisierung von Universitätssystemen
Autor: Lingelbach, Gabriele
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

paris1.fr/Jaffro/SelectedShaftesbury.htm). Ein Textvergleich belegt aber deutlich die Übereinstimmung mit der ersten Ausgabe des *Soliloquy*.

- 9 Mit dem Begriff des *landed man* wird eine Lebensform bezeichnet, die im Gegensatz zum *commercial man* steht. Die Gründung der *Bank of England* in der Mitte der 1690er-Jahre hatte zur Folge, dass ein äußerst erfolgreiches und langlebiges System der öffentlichen Kreditvergabe geschaffen wurde. Einzelpersonen und Unternehmen konnten neu in den Staat investieren, was ein verändertes Verhältnis zwischen Staat und Bürger zur Folge hatte, nämlich ein Verhältnis zwischen Schuldner und Geldgeber (Pocock 1979/1993, S. 72). Dies habe zudem dazu geführt, dass die Beziehungen zwischen Bürger und Staat moralisch indifferent geworden seien. Diese neue «Schicht» des *commercial man* habe eine Gegenbewegung hervorgerufen, die sich eine Wiederbelebung des republikanischen Ideals zum Ziel setzte. In ihren Augen waren die *commercial men* korrupt, weil sich ein Leben, das von Tausch und Handel geprägt ist, nicht an einem übergeordneten Ideal orientieren könne. Dagegen proklamierten sie das Ideal des Patrioten, der Eigentümer von Land und auf dieser Basis fähig und willens ist – auch weil er sich aufgrund seiner Renten nicht um Einkünfte zu kümmern hat –, sich ganz den öffentlichen Pflichten zu widmen. «The landed man, successor to the master of the classical *oikos*, was permitted the leisure and autonomy to consider what was to others' good as well as his own; but the individual engaged in exchange could discern only particular values – that of the commodity which was his, that of the commodity for which he exchanged it» (Pocock 1975, S. 464).

Quellen

- Bodmer, Johann Jakob: Critische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter. Zürich 1741
 Bodmer, Johann Jakob: Das poetische Naturell (1749). In: Max Wehrli (Hrsg.): Das geistige Zürich im achtzehnten Jahrhundert. Basel 1989, S. 79–83
 Pestalozzi, Johann Heinrich: Bemerkungen zu gelesenen Büchern, Nr. 13: Shaftesbury (1785/1786). In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. 9: Schriften aus der Zeit von 1782–1787. Artur Buchenau/Eduard Spranger/Hans Stettbacher (Hrsg.). Berlin/Leipzig 1930, S. 324–343
 Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper: Soliloquy: or, advice to an author (1710). In: Ders.: Standard Edition. Sämtliche Werke, ausgewählte Briefe und nachgelassene Schriften.

Bd. I,1. Gerd Hemmerich/Wolfram Benda (Hrsg.). Stuttgart-Bad Cannstatt 1981, S. 35–301

Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper: Soliloquium von den wahren Eigenschaften eines Schriftstellers, und wie einer solches werden könne: Aus dem Englischen in die Hochdeutsche Sprache übersetzt. [Georg Venzky (Übers.)]. Magdeburg/Leipzig 1746

Venzky, Georg: Vorbericht. In: Anthony Ashley Cooper, third Earl of Shaftesbury: Unterredung mit sich selbst, oder Unterricht für Schriftsteller. Magdeburg/Leipzig 1738, S. 2–4v

Literatur

- Fleitmann, Sabina: Walter Charleton (1620–1707); «Virtuoso»: Leben und Werk. Frankfurt am Main 1986
 Horlacher, Rebekka: Bildungstheorie vor der Bildungstheorie. Die Shaftesbury-Rezeption in Deutschland und der Schweiz im 18. Jahrhundert. Diss. Universität Zürich 2002
 Houghton, Walter E.: The English Virtuoso in the Seventeenth Century. In: Journal of the History of Ideas 3(1942)H1, S. 51–71 und H2, S. 190–219
 Klein, Lawrence E.: Shaftesbury, politeness and the politics of religion. In: Nicholas Phillipson/Quentin Skinner (Hrsg.): Political discourse in early modern Britain. Cambridge 1993, S. 283–301
 Larthomas, Jean Paul: De Shaftesbury à Kant. Lille/Paris 1985
 McCue, Daniel L. Jr.: Science and Literature: The Virtuoso in English Belles Lettres. In: Albion 3(1971)H3, S. 138–156
 Pocock, John G.A.: The Machiavellian Moment. Florentine Political Thought and the Atlantic Republican Tradition. Princeton 1975
 Pocock, John G.A.: Die Mobilität des Eigentums und die Entstehung der Soziologie des 18. Jahrhunderts (1979). In: Ders.: Die andere Bürgergesellschaft. Zur Dialektik von Tugend und Korruption. Frankfurt am Main/New York/Paris 1993, S. 60–96
 Schlaffer, Heinz: Die kurze Geschichte der deutschen Literatur. München 2002
 Strube, Werner: Die Geschichte des Begriffs «Schöne Wissenschaften». In: Archiv für Begriffsgeschichte, Bd. XXXIII. Bonn 1990, S. 136–216
 Tröhler, Daniel: Republikanismus und Pädagogik. Pestalozzi im historischen Kontext. Ms Zürich 2001
 Weiser, Christian Friedrich: Shaftesbury und das deutsche Geistesleben. Leipzig/Berlin 1916
 Wolff, Hans M.: Die Weltanschauung der deutschen Aufklärung in geschichtlicher Entwicklung. München 1949

Grenzen der Internationalisierung von Universitätssystemen

■ Gabriele Lingelbach

Wissenschaftliche Ausbildung und Forschung finden in der so genannten westlichen Welt im Rahmen von wissenschaftlichen, meist universitären Institutionen statt. Die akademische Sozialisierung durch diese Institutionen prägte und prägt bis heute die Vorstellungen von Forschern sowohl über die Gegenstände und Methoden ihres Faches als auch über Formen von «Wissenschaftlichkeit» oder die Organisation von Lehre und Forschung (Middell/Lingelbach/Hadler 2001). Der institutionelle Rahmen, in dem sich Wissenschaftler bewegen, ist mithin konstitutiv zum einen für ihre kognitive Ausrichtung, zum anderen für ihre wissenschaftsorganisatorischen und -politischen Konzepte. Aller-

dings ist dieser institutionelle Rahmen seinerseits in seiner konkreten Ausprägung von Land zu Land unterschiedlich gestaltet (Ben-David/Zloczower 1962): Im 19. Jahrhundert entwickelten sich sehr ungleiche Wissenschaftslandschaften, die untereinander variierten

- 1.) in Bezug auf ihre Nähe zum Staat (hinsichtlich der staatlichen Eingriffsrechte in den tertiären Bildungssektor etwa bei Berufungen oder bei der Festlegung von Lehrplänen oder der Regulierung von Prüfungen, betreffs der Finanzierung, die eher staatlichen oder eher privaten Ursprungs sein konnte etc.),
- 2.) in Bezug auf ihre mehr oder weniger enge Anbindung an den sekundären Bildungssektor und
- 3.) in Bezug auf ihre Differenzierungsart (beispiels-

weise entstanden sowohl funktional differenzierte Spezialschul- als auch regional differenzierte Hochschulsysteme).

So gründete sich in Frankreich ein staatlich finanziertes und reglementiertes, arbeitsteilig differenziertes Spezialschulsystem, in dem grosse Teile der Hochschulfakultäten eng an die Sekundarschulen angebunden wurden (Weisz 1983). In den USA entwickelte sich dagegen eine eher staatsferne, mehrheitlich privat finanzierte und stark marktförmig strukturierte Universitätslandschaft, die sich nicht funktional, sondern regional differenzierte und zudem eine grosse Unabhängigkeit vom Schulwesen aufweisen konnte (Lucas 1994). In Deutschland fiel die Finanzierung der Universitäten dagegen zwar in den Aufgabenbereich des Staates, doch wurden die staatlichen Eingriffsrechte durch korporative Elemente mal mehr mal weniger stark eingeschränkt (McClelland 1980). Das deutsche System differenzierte sich hierarchisch nach Einstiegs-, Aufstiegs- und Endstationsuniversitäten und war zugleich mit ausseruniversitären Forschungsinstitutionen etwa in Form der Akademien unterschiedlich stark verflochten (Baumgarten 1997). Deutsche, französische und amerikanische Wissenschaftler arbeiteten mithin in sehr unterschiedlich strukturierten Institutionen. Dies gilt auch noch für die heutige Situation, was unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass Institutionen starke Pfadabhängigkeiten aufweisen. Da aber – wie bereits erwähnt – Institutionen nicht nur die konkreten Arbeitsbedingungen (die Lehrformen, den Forschungsalltag, die Hierarchiemuster und Karrierewege), sondern auch die kognitiven Muster prägen, bestehen bis heute grosse Unterschiede hinsichtlich der thematischen Schwerpunktsetzung und methodologischen Ausrichtung in der Arbeit von Wissenschaftlern aus unterschiedlichen Nationen.

Doch nicht nur für die Arbeitspraxis und die vorherrschenden Standards, sondern auch für die Wahrnehmungsmuster bezüglich anderer, ausländischer wissenschaftlicher Organisationsformen sind die (national-)staatlich konstruierten institutionellen Rahmenbedingungen von grosser Bedeutung. Dies zeigt sich deutlich anhand der Möglichkeiten und Grenzen von Kulturtransfer bzw. Internationalisierung im Wissenschaftsbereich: Die jeweiligen Sozialisationshintergründe von Wissenschaftlern setzen die Rahmenbedingungen nicht nur für das, was an anderen Wissenschaftssystemen positiv oder negativ beurteilt wird, sondern auch für das, was von ihnen überhaupt wahrgenommen wird und wie es wahrgenommen wird. Die Perzeption ist folglich gefiltert durch die eigenen Erfahrungen und meist unbewussten Prägungen. Dies lässt sich beispielsweise anhand der deutsch-amerikanischen Wissenschaftsbeziehungen während des vorletzten Jahrhunderts aufzeigen: Im Verlauf des 19. Jahrhunderts kamen etwa 9000 bis 10'000 Amerikaner nach Deutschland, um hier mehr oder weniger in-

tensiv zu studieren (Shils 1993, S. 186). Die in der Forschung häufig als eine Art Pilgerfahrt zum Mekka der deutschen Wissenschaft beschriebene Reise (Herget 1992) wurde aus sehr unterschiedlicher Motivation heraus angetreten: Einige Collegeabsolventen kamen in erster Linie nach Deutschland, um die Sprache zu lernen, andere vollzogen eine Grand Tour, eine Bildungsreise, die sie nicht nur an deutsche Universitäten, sondern auch an die Sorbonne, nach Cambridge und zu den antiken Stätten Italiens führte. Ein weiterer Teil verfolgte in erster Linie karrierestrategische Ziele: Da es bis in die 1870er-Jahre in den USA kaum möglich war, einen Dokortitel zu erwerben, ging man nach Deutschland, um hier jene prestigereiche Auszeichnung anzustreben, die den Rückkehrern in den USA einen wesentlichen Einstellungsvorteil innerhalb des tertiären Bildungssektors verschaffte. Diese Gruppe unter den Deutschlandreisenden betonte besonders stark die Vorbildlichkeit der deutschen Wissenschaft und behauptete zugleich nach aussen hin besonders häufig, dass sie deutsche Strukturen nach Amerika importiert, mithin deutsche Unterrichtsformen oder «deutsche» Forschungsmethoden in die USA transplantiert habe. Ausserdem reiste eine Gruppe von Universitätsreformern über den Atlantik, um sich von den europäischen tertiären Bildungssektoren für die Umgestaltung der heimischen Colleges und Universities inspirieren zu lassen.

Was die Amerikaner in Deutschland beobachteten, was sie wie wahrnahmen und was sie nicht bemerkten, war allerdings in starkem Masse einerseits von ihren Reiseintentionen und andererseits von ihren akademischen Sozialisationshintergründen abhängig. Der Oberschichtensprössling auf Bildungsreise frequentierte weniger die hörgeldpflichtigen und spezialisierteren Veranstaltungen beispielsweise eines Privatdozenten, sondern eher die allgemein gehaltenen öffentlichen Vorlesungen vor allem von Geisteswissenschaftlern, in denen ein popularisierenderer Ton vorherrschte (wobei in seinen Augen die rhetorisch brillanten Auftritte der Lehrstuhlinhaber an der Sorbonne oder dem Collège de France ihren deutschen Pendants nicht unbedingt unterlegen waren). Einem Unterhaltungszum Teil auch Exotismusbedürfnis folgend, zog es ihn vorzugsweise in jene Veranstaltungen, die dem, was er während seiner Collegezeit erlebt hatte, noch am ähnlichsten waren. Der Blick dieses «Bildungsbürgers» auf die deutsche Universität war selektiv: Die spezialisierten Vorlesungen oder Seminare, die Institute, Labore oder Bibliotheken, die Ausbildungs- und Prüfungsformen, die Karrierewege, hierarchischen Strukturen oder gar die Finanzierungsgrundlagen der Universität interessierten ihn kaum, sein Bild der deutschen Universität war eher das einer Gemeinschaft geistreicher bis genialer, sozial sehr hoch angesehener Professoren, die in der Oberschicht ihrer Stadt fest integriert waren und einen wesentlichen Bestandteil der deutschen Kulturlandschaft ausmachten.

Den Wissenschaftstouristen zur Seite standen die Nachwuchswissenschaftler. Auch sie kamen meist mit relativ geringen Kenntnissen der deutschen Sprache und des deutschen Wissenschaftssystems angereist und brauchten dementsprechend meist recht lange, bis sie sich in beidem einigermaßen orientieren konnten. Ihre Studienbücher belegen eine erratische Herangehensweise: Meist studierten sie einige Semester an verschiedenen Universitäten in Deutschland, wobei die Entscheidung darüber, wohin sie gingen, von Empfehlungen amerikanischer Kollegen, von der Anwesenheit von Landsleuten vor Ort, von der Höhe der Einschreib- und Prüfungsgebühren und den allgemeinen Lebenskosten mindestens genauso abhängig war wie vom Ruf der Universität oder der Reputation eines bestimmten Professors. Am Ende des Deutschlandaufenthaltes stand oft eine schnell gefertigte Dissertation, die von grosszügigen deutschen Professoren «durchgewinkt» wurde, weil sie das inländische Niveau nicht gefährdete und zugleich den internationalen Bekanntheitsgrad des Betreuers steigerte. Zurückgekehrt, malten die amerikanischen Doktoren nach aussen hin ein glorioses Bild der deutschen Universitäten und der deutschen Wissenschaft und verstärkten somit den internationalen Ruf derselben. Dass dieses Lob auch strategischen Charakter haben konnte, belegen die privaten Aufzeichnungen vieler deutschlanderfahrener amerikanischer Wissenschaftler: In Tagebüchern und Briefwechseln malten viele von ihnen ein negativeres Bild von Deutschland. Dieses auch nach aussen hin zu reproduzieren wäre für ihren eigenen Ruf und ihre Berufungschancen hingegen abträglich gewesen – sie hatten ein Interesse an der Aufrechterhaltung des öffentlichen positiven Vorurteils über Deutschland. Die privaten Aufzeichnungen belegen darüber hinaus, dass der Blick auch dieser Gruppe auf die deutsche Universität von den eigenen akademischen Sozialisationshintergründen gefiltert war, zeigen sie doch, dass sich viele in der deutschen Universität nicht zu recht fanden, ja, diese trotz eines längeren Aufenthaltes bis zum Ende nur in Ausschnitten kannten: Ein Grossteil dieser Nachwuchswissenschaftler scheint weder über die Finanzierungsgrundlagen der Universität oder staatliche Steuerungsmechanismen noch über Rekrutierungsmuster und die ganze Breite von Prüfungsformen informiert gewesen zu sein. Dies lag unter anderem daran, dass ihre Kontakte zu deutschen Studenten und Professoren meist auf ein Minimum beschränkt blieben: Amerikanische Studenten lebten vielerorts in sogenannten Kolonien mit ihresgleichen und verbrachten ihren (Studien-)Alltag weniger mit deutschen Kommilitonen als mit Landsleuten (Jarausch 1995). Deutsche Professoren entwickelten nur selten ein Interesse für die amerikanischen Studierenden, was man auf ein kulturelles Überlegenheitsgefühl genauso zurückführen könnte wie darauf, dass die Amerikaner für die Rolle als Klientel im universitären Patronagesystem nicht in Frage kamen und

somit für deutsche Wissenschaftler eher uninteressant waren. Es gab zwar durchaus Fälle, in denen Amerikaner in den engsten Kreis der Nachwuchswissenschaftler eines Professors aufstiegen – die Regel war dies aber nicht. So besuchten beispielsweise nur wenige der amerikanischen Nachwuchshistoriker nicht nur Vorlesungen, sondern auch Seminare, die den innovativeren, forschungsorientierteren Bestandteil des geschichtswissenschaftlichen Studiums in Deutschland ausmachten (Lingelbach 2003). Und nur wenige erhielten den vom Institutsleiter zu erlaubenden Zutritt zu den Seminarräumen mit ihren Sammlungen und Seminarbibliotheken. Ein intensiver Blick hinter die Kulissen des Wissenschaftsbetriebs oder zumindest in den Forschungsalltag oder in die wissenschaftspolitischen Diskussionen in Deutschland blieb den meisten amerikanischen Historikern mithin verwehrt. Aber dieser intensive Kontakt wurde ja auch nur selten gesucht, weil man ihn in den USA kaum brauchte, um Karriere zu machen (davon zeugt auch die Tatsache, dass nur wenige amerikanische Nachwuchswissenschaftler nach ihrer Rückkehr den Kontakt mit ihren ehemaligen Doktorvätern aufrechterhielten). Gleichzeitig kam die Existenz vieler für das deutsche Universitätssystem konstitutiver Elemente einigen amerikanischen Nachwuchshistorikern erst gar nicht zu Bewusstsein, weil sie nicht ahnten, was sich im Vorlesungsverzeichnis hinter Bezeichnungen wie «Privatissimum» oder «Exercitationes Societatis Historicae» verbarg (Huttner 2001), kannten sie doch solche Strukturen nicht aus ihrer eigenen Collegezeit. Besonders in den Geisteswissenschaften lassen sich zudem durch ideengeschichtliche Traditionen und Mentalitäten zu erklärende Verständnisbarrieren auf Seiten der Amerikaner für die Erörterungen ihrer deutschen Lehrer konstatieren (Diehl 1978).

Eine letzte wichtige Gruppe unter den Deutschlandreisenden stellten die amerikanischen Universitätsreformer dar – Universitätspräsidenten oder solche, die es werden sollten, Trustees, führende Wissenschaftler eines Fachbereiches. Ihr Blick war eklektizistisch, suchten sie doch nach Elementen, die in die Universitätsstrukturen in den Staaten eingebaut werden konnten, um diese zu modernisieren. Keinesfalls dachte man daran, die deutsche Universität als Ganze über den Atlantik zu schicken: Weder ein staatliches Eingriffsrecht in die Berufsangelegenheiten oder die Prüfungsverfahren der Universitäten noch das soziale Ausleseverfahren der unbezahlten Privatdozentur (Busch 1959), nicht die Habilitation oder gar die schlagenden studentischen Verbindungen gedachte man zu importieren. Der Mehrheit der amerikanischen Reformer standen die Funktionsmechanismen dieser Strukturen und deren Folgen für die wissenschaftliche Standardisierung und Professionalisierung, den akademischen Habitus, den Forschungsalltag, den sozialen Status der Universität und ihrer Professoren (Ringer 1983) nicht einmal deutlich vor Augen. Sie suchten in Deutschland das, was sie zur Bewältigung ihrer

Aufgabe in den USA verwenden konnten: Um ihre eigene Universität zu modernisieren und national wettbewerbsfähig zu machen, um die Legitimität ihrer Existenz in einer sich zunehmend utilitaristisch ausrichtenden Gesellschaft zu bewahren (und somit eine Klientel und die eigene Finanzgrundlage zu stabilisieren oder besser noch auszubauen), suchten sie in erster Linie nach Möglichkeiten, die Forschung an der eigenen Institution zu erleichtern (Cordasco 1960) oder das Studium attraktiver zu gestalten (Bledstein 1976). So waren es vor allem Elemente wie das geisteswissenschaftliche Institut oder das naturwissenschaftliche Labor (Brocke 1999), die Lernfreiheit der Studierenden oder die Unterrichtsform des Seminars, an denen diese amerikanischen universitären Entscheidungsträger in Deutschland Gefallen fanden. Dies geschah aber vor dem Hintergrund amerikanischer Bedingungen und Interessenlagen, und dementsprechend wurden auch diese von Deutschland «importierten» Elemente den einheimischen Gegebenheiten stark angepasst, mithin abgeändert. Und innerhalb der neuen Gesamtstruktur zeitigte der Einbau dieser «Importe» zudem andere Folgen als innerhalb der deutschen Universität, Funktionselemente entwickelten in der neuen Umgebung andere Bedeutungen und Wirkungsgrade.

Die Rekonstruktion dieses deutsch-amerikanischen Kulturtransfers gewinnt in der aktuellen Diskussion um Internationalisierung von Wissenschaft und Universität an Bedeutung. Der häufig anzutreffende vorreflexive und affirmative Gebrauch dieser Vokabel bedarf der kritischen Hinterfragung. Denn oft verbergen sich wie bereits im 19. Jahrhundert hinter der Aufforderung nach mehr Internationalität persönliche, korporative oder institutionelle Interessenlagen, die Forderung wird in vielen Fällen eher zur Durchsetzung eigener Positionierungsstrategien im wissenschaftlichen Feld gebraucht, ohne dass wirklich ein wie auch immer gesellschaftlich positiv zu wertendes Ziel angestrebt würde. Darüber hinaus verweist die Entwicklung des 19. Jahrhunderts aber auch darauf, dass die oft mit dem Begriff der Internationalisierung einhergehende Vorstellung einer Übernahme des amerikanischen Universitätsmodells im deutschsprachigen Raum mit einem Fragezeichen zu versehen ist. Dies betrifft zum einen die Unkenntnis, die in Europa bezüglich der amerikanischen Universitätslandschaft vorherrscht. Ähnlich wie im 19. Jahrhundert können heute unter umgekehrten Vorzeichen nur wenige der hiesigen Reformer als Experten des amerikanischen Systems gelten. So verweist man beispielsweise gerne auf die Produktivität und internationale Ausstrahlungskraft der Ivy-League-Universities, ignoriert dabei aber allzu oft die Existenz der zahlenmäßig weit überlegenen kleinen Colleges, deren Niveau in vielen Fällen deutlich hinter jenem selbst der reputationsärmsten deutschen Universität zurückbleibt. In diesem Zusammenhang ist die vielerorts zu hörende Anspielung auf die eigenen posi-

tiven Erfahrungen während eines Studien- oder Forschungsaufenthaltes in Boston/Cambridge oder Kalifornien vielleicht nicht nur dazu da, auf den Nachholbedarf der deutschen Wissenschaftslandschaft hinzuweisen, sondern auch dazu, die eigene wissenschaftliche Biographie durch den Beleg der eigenen Internationalität aufzuwerten, mithin im Eigeninteresse auf der Klaviatur des positiven Vorurteils zu spielen. Ein weiterer Aspekt der gegenwärtigen Diskussion könnte in neuem Licht erscheinen, wenn man den deutsch-amerikanischen Transfer im Bereich der Universitäten während des 19. Jahrhunderts betrachtet: Viele, die heute die Worte Bachelor's und Master's im Munde führen, wissen nicht konkret, wie sich die Ausbildung in den USA gestaltet. Die Begriffe dienen in diesen Fällen eher dazu, eigenen, aus den deutschen Bedingungen heraus erwachsenen Reformvorstellungen Prestige und Legitimität zu verleihen. Und diejenigen, die die Abschaffung der Habilitation in Deutschland mit dem Verweis befürworten, in den USA sei man ohne diese wissenschaftlich produktiver, bedenken nicht den strukturellen Konservatismus der deutschen Universität, die mit dem Import der lediglich einstufigen postgradualen Qualifikationsphase auf ihre eigene Weise kreativ umgehen wird. Die (national-)staatliche Bestimmtheit von Wissenschaftssystemen wird sich folglich wohl auch durch die Internationalisierung nur bedingt abschwächen lassen, weil sie – so paradox dies klingt – von jedem Internationalisierungsschritt gleichzeitig bestärkt wird.

Literatur

- Baumgarten, Marita: Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler. Göttingen 1997
- Ben-David, Joseph/Zloczower, Awraham: Universities and Academic Systems in Modern Societies. In: *European Journal of Sociology* 3(1962), S. 45–84
- Bledstein, Burton J.: *The Culture of Professionalism. The Middle Class and the Development of Higher Education in America*. New York 1976
- Brocke, Bernhard vom: Wege aus der Krise: Universitätsseminar, Akademiekommision oder Forschungsinstitut. Formen der Institutionalisierung in den Geistes- und Naturwissenschaften 1810–1900–1995. In: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hrsg.): *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*. Frankfurt am Main 1999, S. 191–215
- Busch, Alexander: *Die Geschichte des Privatdozenten. Eine soziologische Studie zur grossbetrieblichen Entwicklung der deutschen Universitäten*. Stuttgart 1959
- Cordasco, Francesco: *Daniel Coit Gilman and the Protean Ph.D. The Shaping of American Graduate Education*. Leiden 1960
- Diehl, Karl: *Americans and German Scholarship 1770–1870*. New Haven 1978
- Herget, Winfried: *Overcoming the «Mortifying Distance». American Impressions of German Universities in the Nineteenth and Twentieth Century*. In: Dieter Gutzen (Hrsg.): *Transatlantische Partnerschaft. Kulturelle Aspekte der deutsch-amerikanischen Beziehungen*. Bonn/Berlin 1992, S. 196–209
- Huttner, Markus: *Historische Gesellschaften und die Entstehung historischer Seminare – zu den Anfängen institutionalisierter Geschichtsstudien an den deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts*. In: Matthias Middell/Gabriele Lingelbach/Frank Hadler (Hrsg.): *Historische In-*

- stitute im internationalen Vergleich. Leipzig 2001, S. 39–83
- Jarausch, Konrad H.: American Students in Germany 1815–1914. The Structure of German and U.S. Matriculants at Göttingen University. In: Henry Geitz et al. (Hrsg.): German Influences on Education in the United States to 1917. Cambridge 1995, S. 195–211
- Lingelbach, Gabriele: Klio macht Karriere. Die Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft in Frankreich und den USA in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Göttingen 2003
- Lucas, Christopher J.: American Higher Education. A History. New York 1994
- McClelland, Charles E.: State, Society, and University in Modern Germany 1700–1914. Cambridge 1980
- Middell, Matthias/Lingelbach, Gabriele/Hadler, Frank: Institutionalisierung historischer Forschung und Lehre. Einführende Bemerkungen und Fragen. In: Dies. (Hrsg.): Historische Institute im internationalen Vergleich. Leipzig 2001, S. 9–37
- Ringer, Fritz: Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine, 1890–1933. Stuttgart 1983
- Shils, Edward: Die Beziehungen zwischen deutschen und amerikanischen Universitäten. In: Wolfgang Hardtwig et al. (Hrsg.): Deutschlands Weg in die Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur im 19. Jahrhundert. München 1993, S. 185–200
- Weisz, George: The Emergence of Modern Universities in France 1863–1914. Princeton 1983

Pauperismusdiskurs und Armennot

■ Bettina Grubenmann

Die historische Analyse nationaler Grammatiken bezüglich sozialpädagogischer Konzepte sieht sich mit diversen forschungsmethodischen Problemen konfrontiert. Es ist vorerst festzuhalten, dass es auch im 19. Jahrhundert in der Schweiz kein nationales Konzept von Sozialpädagogik gibt. Dennoch sind bezüglich Armutsdiskurs als frühem sozialpädagogischem Diskurs Differenzen zu den umliegenden europäischen Ländern festzustellen. Das hat mehrere Gründe. Zum einen liegen die Gründe in den ereignisgeschichtlichen Entwicklungen. Gerade im 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert, in dem die Industrialisierung europaweit fortschreitet mit all ihren bekannten Folgeerscheinungen, baut die Schweiz – selbstverständlich in Abhängigkeit zu den umliegenden Ländern – ihren demokratischen Staat. In der Schweiz zeigen sich aufgrund der wirtschaftlichen Entwicklungen andere Formen der Armut, da sich die Industrialisierung eher auf dem Lande vollzieht und das Städteproletariat im frühen 19. Jahrhundert noch nicht ausgebildet ist. Was in Deutschland das Bildungsbürgertum darstellt, ist in der Schweiz eine wirtschaftlich liberale Elite, die geprägt von wenigen Einzelpersonlichkeiten auf wirtschaftlicher wie auch auf sozialer bzw. pädagogischer Ebene das Sagen hat. Organisiert sind diese Eliten v.a. in paternalistisch strukturierten Gesellschaften, welche die Plattform für Diskursforen bieten. Nebst diesen soziostrukturellen und -kulturellen Unterschieden entstehen zum anderen die Unterschiede aber auch aufgrund der zugrunde liegenden Forschungsoptik. Dies hat beispielsweise Ansen (1998) mit Bezug auf die Armutsforschung in der Sozialen Arbeit sehr deutlich gemacht. Denn das Festhalten an der aus den 1970er-Jahren stammenden Sozialdisziplinierungsthese und dem einhergehenden Kontrollparadigma hat den Blick für die disziplinfremde Armutsforschung verhindert. Dinges (2002) hält zudem bezüglich aktueller historischer Armutsforschung fest, dass allgemein eher

Zurückhaltung gegenüber den «Grosserzählungen von Sozialdisziplinierung, Konfessionalisierung und Modernisierung» (2002, S. 36) herrsche. Das heisst, dass sozialräumlich angelegte Regionalstudien zu anderen Ergebnissen kommen müssen, als international vergleichende Forschungen.

«Wenn je von einem Lande gerühmt werden darf, dass es sich ernstlich um Verbesserung des Looses der Armen und Geringen bemüht habe, so ist es die Schweiz» (Zyro 1851, S. V). Nehmen wir dieses durchaus optimistisch formulierte Zitat wörtlich, so kann vermutet werden, dass um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein nationales Interesse am Armutsproblem und entsprechende Interventionsansätze bestanden. Der internationale Pauperismusdiskurs wurde also zumindest rezipiert und adaptiert und kann als frühes sozialpädagogisches Diskursfragment gelesen werden, welches sich von den umliegenden europäischen Ländern unterscheidet. Die folgenden Ausführungen sollen vor dem Hintergrund erster Ergebnisse einer diskursanalytisch angelegten Studie auf die Mechanismen bei der Übersetzung internationaler Diskurse in nationale Grammatiken aufmerksam machen. Im Folgenden wird der schweizerische Diskurs der sozialen Frage im frühen 19. Jahrhundert, der sich vor allem als Pauperismusdiskurs lesen lässt, in Ansätzen rekonstruiert. Der Armutsdiskurs der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird in groben Zügen mit seinen dominant einhergehenden flankierenden Diskursen nachgezeichnet, um abschliessend auf die Übersetzungsmechanismen zu verweisen.

Soziale Probleme in ihrer Komplexität

Der national umfassendste Diskussionsrahmen bezüglich sozialer Probleme und deren pädagogischer Bearbeitung lieferte im 19. Jahrhundert die philanthropisch gesinnte Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG). Sie wurde 1810 durch den städtischen Armenarzt Hans Caspar Hirzel gegründet, der in einem Zirkular ihm be-